

Zum Wohle des Kindes

Ich drehe das Foto in meiner Hand. Ein Familienfoto, aufgenommen an der Hochzeit meiner Taufpatin Hilde und ihrem angetrauten Mann Alfons. Ich suche nach den Namen der im Bild Dargestellten, erkenne aber nur die mir nächsten Familienmitglieder: Oma und Opa in der untersten Reihe links außen, in der hintersten Reihe Tanten und Onkel, die Geschwister meiner Mutter, welche mich auf ihrem linken Arm trägt. Es ist für mich das erste Foto, das mich als Kleinkind zeigt, noch nicht zwei Jahre alt. Erwartungsvoll und etwas skeptisch schaue ich in Richtung Kamera. Dieses Foto beantwortet mir auch eine Frage nach meiner Kindheit, wie ich wohl ausgesehen habe, ob ich ein herziges Kind gewesen sei und weitere solcher Mutmaßungen. Mit der Seidenmasche im Karomuster im Haar, ein Jöh-Effekt und es könnte die Basis meiner Liebe zu Karostoffen sein.

Karl, der jüngste Bruder meiner Mutter Sofie, fand das Foto beim Sortieren des Nachlasses seiner Schwester und meiner Tante Rita. Meine Freude über das Foto war groß, gleichzeitig tauchte die Frage auf, warum ich von niemandem der deutschen Verwandten je ein Bild meiner frühen Kindheit bekommen habe. Vielleicht war Fotografieren zu teuer nach dem Krieg, man hatte andere Bedürfnisse. Ein Passbild entstand dann später in der Zeit, an welche ich mich besser zurückerinnern kann. Mein Sinnieren über das Foto in meiner Hand: könnte es 1949 aufgenommen worden sein? geht weiter. Außer Oma und Opa, Onkel Karl, den jüngeren Schwestern meiner Mutter und Onkel Heinrich links neben meiner Mutter, kannte ich die Verwandtschaft kaum. Bei Mutter und Kind bleibe ich hängen. Hatte mich meine Mutter damals in die Obhut einer alten Frau gegeben, oder war es die Urgroßmutter, die ich schemenhaft in Erinnerung habe? Ich erinnere ein Zimmer mit Matratzen auf dem Boden und noch andere Kleinkinder. Aus vielen deutschen Dokumenten und Durchschlagkopien geht hervor, dass meine Mutter zu jener Zeit einen Polen, namens Ivan Stec, heiratete und mit ihm in Weinheim wohnte, wo beide Arbeit hatten, er bei der amerikanischen Besatzungsmacht, sie in einer Firma, welche technische Stoffe herstellte. Von einer Tante hörte ich später einmal, dass meine Mutter als Kindergärtnerin oder in einem Hort gearbeitet hätte. Im Kleinkindalter konnte ich über den Beruf meiner Mutter ja nichts wissen und von ihr erfuhr ich später kaum etwas. Ivan Stec nahm mich an Kindes statt an und ich trug seinen Nachnamen, eine seltsame

Kombination mit meinem Vornamen Edelgard. Bis zu meiner Adoption war es mein Familienname.

Aus der Zeit in Weinheim erinnere ich ein Ereignis: Aus einem Fenster im Nachbarhaus wurde ein Sarg durch ein Fenster auf einen offenen Leichenwagen, eine Art Heuwagen mit schwarzen Tüchern, auf der Straße gehievt und von Pferden zur Kirche hochgezogen. Das Bild dieses Leichenzuges muss mich sehr beeindruckt haben und ist mir im Gedächtnis haften geblieben. Viele Jahre später machte ich eine Carfahrt mit meinen drei Kindern nach Dänemark ins Legoland. Carfahrten haben es so an sich, dass die Route oft durch landschaftlich reizvollere Gegenden als Autobahnen geplant ist. Der Car fuhr also nach Heidelberg auf einer leicht ansteigenden Straße durch ein Dorf mit zusammengebauten Häusern und den Holztoren dazwischen, typisch für Weinbaudörfer. Aufmerksam schaute ich nach vorne durchs Fenster. Ich sah nur die Kirche am oberen Ende der Straße, reflexartig lief ich den Mittelgang im Bus zum hinteren Fenster, um die Häuserzeile, an der wir gerade vorbeigefahren sind, zu sehen und wusste, das ist das Dorf, das sind die Häuser und oben die Kirche. Diese Perspektive sah ich damals, aus dem Fenster schauend, als der Leichenwagen meine Aufmerksamkeit beanspruchte. Meine Frage an den Carchauffeur nach dem Namen des soeben durchfahrenen Dorfes, beantwortete er mit: "Weinheim an der Bergstraße."

Damals konnte ich noch keinen Zusammenhang mit meiner Erinnerung herstellen. Diesen Ortsnamen kannte ich nicht, erst viele Jahre später, als mir meine Adoptivmutter ein Dossier mit den Worten, dass diese Akten mich interessieren könnten, in die Hände gab, stand Weinheim als Absenderadresse mehrfach vermerkt auf den Papieren. Dieses Dossier war der Schlüssel zu meinen Erinnerungsfetzen und bestätigte meine Wahrnehmung über den Wohnort Weinheim. An jene Zeit erinnert mich, dass wir zusammen in einem Zimmer hausten, ich in einem Kinderbettchen, oder war es nur eine Matratze auf dem Boden? Mein Mund erinnert sich an das Hefestückchen, das ich mangels anderer Vitaminpräparate und unter Protest kauen sollte, und was ich vermutlich oft ausspuckte.

Von Ivan Stec, dem Mann meiner Mutter und meinem Stiefvater, habe ich ein vages Bild. Er trug mich oft auf dem Arm, so wie meine Mutter auf dem Foto. Ich erinnere mich an das leicht graue Haar, was sicher stimmt, weil Ivan einige Jahre älter war als meine Mutter. Es muss auch die Zeit gewesen sein, als meine Eltern Sofie und Ivan nach Kanada emigrieren wollten. Weinheim war in der amerikanischen Zone und da gab es fürs

Auswandern ein Camp, eine Art Auffangstation mit Badenischen, ärztlicher Untersuchung und Impfungen.

Meine Impfungen sind noch gut sichtbar. Nach dem negativen Entscheid für eine Auswanderung nach Kanada holte mich meine Oma zu sich nach Mörsch. Die Auswanderung wurde nicht genehmigt, weil ich nicht das leibliche Kind von Ivan war. Vielleicht war dies auch der Grund, warum die Ehe nach drei Jahren in die Brüche ging.

Bei Oma und Opa im Kreis Karlsruhe lebten noch die jüngeren Geschwister meiner Mutter, Rita, Irmgard und Karl. Im oberen Stockwerk meine Patin Hilde mit ihrem Mann und meiner inzwischen geborenen, zwei Jahre jüngeren Cousine Anita. Bruchstückhaft nehme ich jene Zeit zwischen drei- und fünfjährig wahr. In der Nähe der Viktoriastraße, wo wir wohnten, war ein Kindergarten, von Schwestern eines mir unbekanntes Ordens geleitet. Die Sandbank im Garten, das Sandkuchenbacken, den feuchten Sand zwischen den Zähnen beim Probieren nehme ich heute noch fast physisch wahr. Wie lange und wie oft ich den Kindergarten besuchte, ist nicht vermerkt; auch nehme ich an, dass mich meine Patin oder mein Onkel Karl dorthin brachte, weil es auch sein Schulweg war. Einmal im Winter, wo es reichlich Schnee gab, holte mich Karl mit einem Schlitten ab und zog mich auf der weißen Pracht um ein paar Häusercken herum nachhause. In einem Vorgarten stand eine weiße Figur, die mir mit den schwarzen Augen und der roten Nase einen gehörigen Schrecken einjagte. Ich schaute immer wieder zurück, weil ich glaubte, dass uns die weiße Figur verfolge. Dass es ein Schneemann war, wusste ich natürlich nicht, und die Angst davor packte mich auch noch Jahre später in der Schweiz, wo es winters sehr viel Schnee gab, sobald ich irgendwo einen Schneemann sah. Dieses unheimliche Gefühl legte sich erst später, als ich eigene Schneemänner baute, und für meine Kinder vor dem Bündner Ferienhaus auch ein Schneepferd und einmal zur Osterzeit einen großen Schneehasen, dem die Nachbarin zur Freude meiner Kinder ein paar farbige Zuckereili über Nacht in die Pfoten legte.

Der kleine Vorort Mörsch war mit einer Straßenbahn mit Karlsruhe verbunden. Dort sah ich zerbombte Häuser, wo zwischen den noch stehenden Mauern Wäsche im Wind flatterte. Vom Krieg selbst wusste ich nichts, was ich sah, waren Panzer mit ausgezogenem Rohr an Straßenkreuzungen. Das Dorf und die Umgebung waren noch voll amerikanischer Soldaten, Amis, wie sie genannt wurden. Ich, das kleine Kind, wurde öfters spaßeshalber von einem Schwarzamerikaner auf den Arm genommen, als sogenanntes

Mischlingskind mit krausem Haar hatte ich wohl seine Sympathien. Gehütet hat mich damals ein größeres Mädchen aus der Nachbarschaft, alleine hätte ich sicher keinen Kontakt mit den Amis gehabt, aber die jungen Frauen liebten es, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. In meinen kleinen Schürzentaschen steckten Soldatenbrot und Schokolade, was ich mit Stolz zur Oma heimtrug.

Auf abgebrochenen Camps, wo das gelbliche trockene Gras die Barackengrundrisse markierte, suchten wir nach angezehrten, weggeworfenen Nescafé-Verpackungen; die zuhause gerne aufgebraucht wurden. Viel war in den portionierten Döschen mit rundem Aluboden und oben zusammengerolltem Rand zwar nicht mehr drin, aber es roch nach richtigem Kaffee. Kaffee war das Lieblingsgetränk meiner Oma. Am Morgen braute sie einen vollen Krug und nachmittags, wenn er ausgekühlt war, diente er ihr als Erfrischungsgetränk. Auch ich bekam vom mit etwas Wasser verdünnten Kaffee ein paar Schlucke. Limonaden und Süßgetränke gab es noch nicht. Wir lebten zum Glück im eigenen Haus, welches Opa vor dem Krieg zusammen mit seinen Brüdern gebaut hatte und das unverputzt blieb. Der Innenhof war mit einem Holztor zur Straße hin abgesperrt und auf der Gartenseite ging es direkt zu den Rheinauen hinunter. Opa hatte Hühner und pflegte den Gemüsegarten. Sonntags war ich mit ihm unterwegs, wenn die Familie, meistens nur Oma, in die Kirche ging. Opa verfolgte mit mir am Rande vom Fußballfeld das Spiel und gönnte sich dann im nahen Wirtshaus ein Bier und ein Stück Wurst. Ich bekam Sirup.

Diese Erinnerungen sind wie Wegmarken, und während ich dies hinschreibe, blöppen andere Erinnerungen wie Seifenblasen aus meinem Gedankentopf. Beim Festhalten verblassen sie oder täuschen mich, ich kann niemanden fragen, wie es tatsächlich war. Eine solche Wegmarke war der Aufenthalt mit Oma auf einem großen Acker. Sie schob mich auf ihrem schwarzen Fahrrad mit Rücktritt, ich stand oder saß auf dem Sattel. Auf dem Acker, der von Bewässerungsgräben eingeteilt war, wurden Steckrüben und Kartoffeln geerntet. Diese brachte man mit einer Schubkarre zu einem Unterstand mit einer Waage. Ich sah große Haufen von Rüben und Kartoffeln liegen, die auf den Transport warteten, wohin weiß ich nicht. Es gehörte vielleicht zu einem Anbau- und Ernährungsprogramm für das geschundene Deutschland. Zuhause half ich Oma, die Maiskolben für die Hühner auszukernen. Es gab Sonntage mit gebratenem Huhn und Rotkraut, Kartoffelknödel oder Dampfnudeln, die auch mit Birnenkompott serviert wurden. Wenn es mir

nicht gut ging, bekam ich Grießbrei mit etwas Himbeersirup. Es mangelte mir an nichts und ich kannte kein Hungergefühl.

Ein Onkel, der älteste Bruder meiner Mutter, betrieb eine Bäckerei in einem der Dörfer im nahen Umkreis. Einmal durfte ich, im Bollerwagen sitzend, mit Karl von Oma vorbereitete Kuchen zum Backen bringen. Als Lohn winkte uns eine frische Salzbrezel. Vermutlich brachten wir für Oma auch wieder Mehl zum Backen nachhause, denn die Kuchen, die wir zum Backen brachten, wurden erst nach längerer Lagerzeit verzehrt. Aber dieses Familienrezept lernte ich viel später kennen. Ich saß also im Bollerwagen auf dem Rückweg mit Karl, der damals etwa elfjährig war, als ich von zwei Kindern von der anderen Straßenseite mit dem "N" Wort beschimpft wurde. Karl ließ den Wagen stehen, ging auf die andere Seite und gab beiden links und rechts eine Watsche. Mein Held! Beschimpfungen dieser Art waren für mich neu, ich lernte solche Anpöbelungen erst später in der Schweiz wieder kennen.

Mit dem Kinderzug in die Schweiz

Ein Ereignis, das meinem jungen Leben eine ganz andere Wendung gab, war die Aktion "Kinderzüge in die Schweiz" vom Roten Kreuz und Caritas Schweiz. Schon während des Krieges gab es Transporte in die Schweiz, welche Hunderte von Kindern für drei Monate zu Schweizer Familien brachten. An die Vorbereitungen und den Ablauf der langen Reise mit dem Zug habe ich keinerlei Erinnerung, auch die vielen andern Kinder sind mir nur schemenhaft im Gedächtnis geblieben. Einzig der Geruch der Mahlzeit in einem Bahnhofsgebäude, wo ein Unterbruch der Reise geplant war, ist noch in meinem dafür zuständigen Hirnareal abrufbar: Kartoffeln mit Grünkohl und wässrigen Kakao. Die Mischung weckte damals Abneigung, obschon ich die einzelnen Zutaten mochte.

Von dieser Zugreise ist mir die Ankunft in Chur und die Weiterfahrt mit dem Postauto nach Churwalden noch lebhaft präsent. Ich saß in meinem grauen Frischgratmantel und einer warmen Pluderhose im wartenden Postauto am Fenster, als mich ein Kind, das nicht zu den Zugkindern gehörte, von außen mit "Neger, Neger" beschimpfte. Ich verhielt mich ganz still. Warum wurde ich wieder mit diesem Etikett versehen? Mein Kraushaar war unter einer Mütze versteckt, nur seitlich lugten zwei, mit Haarmaschen gebundene, kurze dicke Zöpfchen hervor. Eigentlich wusste ich selber kaum, wie ich aussah. Dass ich eine braunere Haut hatte wie meine übrige Familie, ja. Aber ob ich je mein Spiegelbild

sah, kaum. Als Kind wurde ich von Erwachsenen gekämmt und gekleidet mit den Sachen, die man hatte. Der graue Mantel im Fischgrat Wollstoff war aus einem alten Herrenjackett geschneidert und mit einem baumwollenen, türkisgemusterten Flanell gefüttert. Über all die Jahre wurde er aufbewahrt und liegt noch heute in einer Kleiderkiste. Als Unterwäsche trug ich, wie so üblich, ein Gstältli, also ein Unterhemd mit Strumpfhaltern. Das war nicht nur für Mädchen, auch Knaben trugen so was. An den zwei Strumpfhaltern vorne wurden Wollstrümpfe eingehängt. Dazwischen nackte Haut, Strumpfhosen war noch ein Fremdwort. Die Kleider, die ich hatte, waren hübsch und vermutlich von meinen jungen Tanten gekauft oder genäht. Auch ein Blouson aus weichem Plüsch in den Farben hellblau und rosa, vorne mit Reißverschluss, war in meinem Gepäck. Vermutlich ein Jäckli aus amerikanischer Produktion und von meinem Stiefvater Ivan oder meiner Mutter im Koffer mitgegeben.

Als ich bei meiner Pflegefamilie für die drei Monate ankam, wurde mir untersagt, dieses Plüschjäckli zu tragen, es wäre nicht passend für im Dorf. Ich bin also in Chur mit einer Gruppe anderer Kinder angekommen und das Postauto brachte uns nach Churwalden zum Kinderheim Lindenhof. Ein Heim speziell für Kinder mit Tuberkuloseverdacht, wie ich aus einer späteren Recherche erfuhr. Vor dem großen Haus, das auf einer Anhöhe heute noch steht, lag viel Schnee. Geführt wurde das Haus von Nonnen in einem ähnlichen Habit wie die Nonnen in meinem Kindergarten in Mörsch. Auf dem Kopf eine weiße ausladende Haube mit schwarzem Schleier und ein dunkler langer Rock. Unsere Kindergruppe war separat von den erkrankten Kindern untergebracht und auch ärztlich untersucht worden. Zum Glück war ich gesund, also nicht mangelernährt, obschon ich nicht viel auf die Waage brachte. Über das Kinderheim Lindenhof existiert eine Akte im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern, mit dem Titel "Praeventorium Kinderheim Caritas-Lindenhof (1949 – 1966)". Meine Anfrage nach Akten auf der Gemeinde Churwalden war negativ, denn das Heim stand unter der Aufsicht vom Frauenkloster Ilanz, und die Nonnen von damals sind in der Zwischenzeit verstorben, sodass niemand im Kloster eine persönliche Erinnerung hatte. Und über die einquartierten Kinder aus Deutschland wurden keine Akten angelegt.

Der Aufenthalt in diesem Kinderheim war für die gesunden Kinder kurz. Dass wir vor dem Haus bis zum Metallgitter, das das ganze Anwesen eingrenzte, schlitteln konnten, war ein besonderes Erlebnis. Vor der Abreise mussten wir in unserem Schlafrum mit

den vier Betten sauber machten. Ich wollte mit dem Besen sogar das Kreuz oben an der Wand entstauben und wischte es unbeabsichtigt herunter. Ob mich eine Nonne ausschimpfte, weiß ich nicht mehr, aber lange Zeit hat mich das Missgeschick belastet.

Der 23. Dezember 1952 war Abreisetag ins Ungewisse. Alle Kinder trugen einen Paketanhänger aus braunem Karton an einer Schnur um den Hals, mit den Angaben des Bestimmungsortes und dem Namen der Pflegefamilie, die uns für drei Monate aufnehmen wird. Das Postauto brachte alle nach Chur und von dort zu verschiedenen Zielbahnhöfen in der Ostschweiz. Meine Erinnerung konkretisiert sich, als ich mit ein paar andern Kindern, welche zum gleichen Bestimmungsort kamen und wir in einem Bahnhofschuppen, der gut beheizt war, auf die uns unbekannt Menschen warteten. Wir, in unseren Wintermänteln in einem halbdunkeln Raum mit vom Dampf beschlagenen Fensterscheiben, hatten gemischte Gefühle, einige weinten. Dann öffnete sich die Türe und von draußen kam die Helligkeit der verschneiten Landschaft und ein paar Leute, alle dunkel gekleidet, beugten sich über uns, um die Paketanhänger zu lesen, wo ihr Name und unser Kindername stand. Plötzlich rief eine: "Regine lueg, er chömed es Negerli über!" Da war wieder dieses Wort, das mich immer von allen anderen Kindern ausgrenzte, was mich zum Objekt machte, das die Aufmerksamkeit erregte. Ich sah in das Gesicht dieser Regine und wusste ihren Ausdruck nicht zu deuten, aber geweint habe ich nicht, nur gewünscht, dass mein Onkel Karl bei mir wäre. Als alle Kinder ihrer Pflegefamilie, die von einer Person vertreten war, zugeteilt waren, konnten wir ins Freie, wo die einen mit einem Auto – es war ja winterliche Kälte – an den Bestimmungsort gefahren wurden. Bei mir war es so. Der Besitzer des schwarzen Automobils war ein Bekannter von Regine und Bäcker im Nachbarort. Er war mit seiner Frau gekommen, jener Person, die Regine auf mich aufmerksam machte, und die ebenfalls ein Kind in eine dreimonatige Pflege nahmen.

Irgendwo hielt der Wagen und Regine stieg mit mir aus. Der Eingang zum Haus war ebenerdig zur Straße und ein Anbau wie ein Holzschopf. Hier führte die Treppe hoch zum Wohnungseingang; vor dessen offener Türe wartete ein Teil der Familie. Regine, die älteste Tochter der Pflegefamilie, stellte mich vor. Regine, die ich jetzt besser anschauen konnte, als auf dem Rücksitz des Wagens, der uns herbrachte, war eine streng aussehende jüngere Frau mit schwarzumrandeter runder Brille und straff nach hinten zu einem Chignon gesteckten dunkeln Haar. Oben an der Treppe sah ich eine alte Frau,

die Mutter von Regine und daneben eine junge Frau mit Zöpfen, die jüngste Tochter dieser Pflegefamilie. Von den insgesamt neun erwachsenen Kindern standen noch zwei neben der alten Frau im Türrahmen und erwarteten mich vermutlich mit derselben Neugier, wie ich die Familie, von der ich nicht mehr wusste als den Namen, der auf meinem Kartonanhänger stand. Ob das Willkommen freudig oder verhalten war, als sie mich näher sahen, weiß ich nicht mehr. Den alten Vater der Familie sah ich erst nachher in der Stube, in einem Korbsessel sitzend. Die jüngste Tochter mit den Zöpfen hieß Mathilde, die beiden andern waren Helen und Ida und Regine, die Älteste, die mich beim Vorstellen ermahnte, die Eltern nicht mit Du anzusprechen, sondern mit "Ihr". Am ersten Abend bei der Pflegefamilie hörte ich noch von einer Tochter, welche spät von der Arbeit nach Hause käme. Klara, die in St. Gallen arbeitete, sah ich erst am andern Tag, dem Weihnachtsabend.

Ich war also eine Fünfjährige aus Deutschland, inmitten einer Großfamilie, die anders sprach und mir Fragen stellte, die ich nicht beantworten konnte. Irgendwann musste ich schlafen gehen. Im oberen Stockwerk gab es zwei Schlafkammern, die eine groß und mit zwei Betten und für mich ein Kinderbett mit Eisengitter zum seitlichen Hochklappen. Die andern zwei Betten waren für Helen und Ida. Ida, eine stille kleine Person, Helen, die als Serviertochter im Bahnhofbuffet St. Gallen arbeitete, wohnte nur an den freien Tagen zu Hause. Mathilde, die jüngste Tochter und damals sechszehnjährig, machte in Zürich eine Haushaltslehre bei der Tochterfamilie des Hausarztes der Pflegefamilie und war zu Weihnachten nach Hause gekommen. Nebenan auf demselben Stockwerk lag die Kammer von Mathilde und Klara. Im großen Haus mit noch zwei geräumigen Schlafkammern im dritten Stockwerk, unmittelbar unter dem Estrich, war Regines Schlafzimmer, und gegenüber war eine Kammer, die fast nie benutzt wurde und die später als Spielzimmer für meine Schulfreundin Marianne und mich benützt werden konnte.

Meine Ankunft zu Weihnachten bei der Pflegefamilie brachte mir in kindlicher Vorfreude auf das Fest viel Aufregung und neugierige Fragerei. Ich soll ein lebhaftes Kind gewesen sein, immer in Bewegung und purzelbaumschlagend. Ich freute mich auf Klara, die von St. Gallen zum Heiligabend endlich, nach der Feier in der Firma, nach Hause kam. Von Klara hatte ich nur gehört und als ich sie dann sah, verlor sich mein Befremden an diesem Ort sehr rasch. In der Wohnstube mit grünem Kachelofen stand ein Christbaum, der bis zur Decke reichte und mit Baumschmuck, Lametta und roten Kerzen geschmückt

war. Unter dem Baum auf Tannenästen zog eine schöne alte Krippe meine Aufmerksamkeit auf sich und bevor gegessen wurde oder die Geschenke verteilt, sang die ganze Familie ein Weihnachtslied, das in meinen Ohren so wunderbar melancholisch klang, besonders mit der Altstimme von Klara, die zudem mit ihrer Laute das Lied untermalte. Ein Ankommen an einem Weihnachtstag ist etwas Besonderes und für mich gab es auch ein paar Überraschungen. Ob es die kleine Puppe war, für welche mir meine Patin später ein Kleidchen häkelte, weiß ich nicht mehr. Die vielen Eindrücke und örtlichen Veränderungen, die andere Sprache und die religiösen Rituale musste ich erst einmal verarbeiten.

Ich wünschte mir Kontakt mit den anderen Kindern, die mit mir ins selbe Dorf gekommen waren, und deren Namen ich kaum kannte. Schade auch, dass kein Foto von der Gruppe existiert. Das Ankommen in einer unbekanntem Schweizer Familie beanspruchte meine ganze Aufmerksamkeit. Zudem, allein mit bis zu sieben Erwachsenen, war nicht leicht, hatte ich doch zu Hause in Mörsch meine zwei Jahre jüngere Cousine Anita und meinen nur sechs Jahre älteren Onkel Karl. Mit den mit mir ins Dorf gereisten Kindern hatte ich nur einmal Kontakt, und da gab es bei dem einen oder andern Tränen, weil das Heimweh plagte. Ich erinnere mich, dass ich tröstete und dass wir ja bald wieder nach Hause fahren würden.

In meiner Pflegefamilie hatte ich es gut, alle Schwestern von Regine spielten oder sangen mit mir lustige Kinderreime und Verse, die man mir auf Schweizerdeutsch beibringen wollte. Regine, die Älteste der neun Kinder, übte ihren Beruf als Damenschneiderin zu Hause aus. Neben der Küche und dem Schlafzimmer der Eltern, welches Nebenstube genannt wurde, hatte sie ihr kleines Atelier. Ihre Kundinnen waren Geschäftsfrauen vom Dorf und der näheren Umgebung. Aber damals kannte ich ihre Arbeit und ihre Selbstständigkeit nicht, zudem besuchte sie Meisterkurse in Winterthur, wie ich später erfahren habe.